Sprüche.

Wenn Dir die Freude zu trinken heut,
Thu einen herzhaften Zug für heut'.
Willst Du den Kelch bis zum Grunde genießen,
So wird Dir die Hefe dazwischen fließen.

* * *

Weiter kommt der Mensch, der dem Himmel lachet in's Antlitz,
Als wer grämlich sitzt und mit Gedanken sich abharmt.
Laßt uns röhlich sein; denn zur Freude sind wird geboren.

Der Louisd'or.

Von Fr. Coppee.

Als Lucien de Hem seine letzte Hundertfrancsnote vom Rechen des Croupiers hinwegziehen sah und sich vom Roulettetisch erhob, an dem er die Trümmer seines kleinen Vermögens, die er für diese letzte Schlacht zusammengerafft, verloren hatte, fühlte er es wie einen Schwindel über sich kommen und glaubte, er würde hinfallen.

Mit benommenem Kopf und zitternden Knieen warf er sich auf den rund an den Wänden des Spielsaals sich hinziehenden Leder-Divan. Ein paar Minuten lang betrachtete er wirr den versteckt gelegenen Saal, in welchem er die schönsten Jahre seiner Jugend vergeudet hatte, sah er die wüsten Köpfe der Spieler in der grellen Beleuchtung der drei mächtigen Reflektoren, hörte das leichte Klimpern des Goldes auf dem Tuch und sagte sich, daß er ruinirt, verloren sei. Er rief sich in Erinnerung, daß zu Haus, in einem Schubfach seiner Kommode die Ordonnanzpistolen lagen, deren sich der General de Hem in der Attaque von Zaatcha, damals noch als einfacher Kapitän, so trefflich bedient hatte. Dann fiel er, von Uebermüdung gebrochen, in einen tiefen Schlaf.

Als er mit am Gaumen klebender Zunge erwachte, konstatirte sein Blick auf der Wanduhr, daß sein Schlummer kaum eine halbe Stunde gedauert habe. Er empfand ein gebieterisches Bedürfniß, die frische Nachtluft zu athmen. Der Zeiger des Zifferblatts zeigte ein Viertel vor Mitternacht. Während er sich erhob und die Arme reckte, gedachte Lucien, daß heute Weihnachten war. Ein ironisches Zufallsspiel seines Gedächtnisses zeigte ihm sich plötzlich als ganz kleinen Knaben, wie er vor dem Schlafengehen seine Schuhchen in den Kamin stellte.*)

In diesem Augenblick näherte sich ihm der alte Dronski — eine Säule des Spielklubs, der typische Pole, in seinem verschnürten und mit Knöpfen besäeten Kapuzenrock und murmelte ein paar Worte in seinen schmutziggrauen, kleinen Kinnbart.

„Leihen Sie mir doch ein Fünffrancsstück, mein Herr. Seit zwei Tagen bin ich nicht aus dem Klub gewichen, und seit ebenso viel Tagen ist die „Siebzehn" nicht gefallen .... Motieren Sie sich über mich, wenn Sie Lust haben; aber ich lasse mir meine Hand abhacken, wenn nicht jetzt, Schlag 12 Uhr, die Zahl herauskommt."

Lucien de Hem zuckte die Achseln; er hatte nicht einmal so viel in der Tasche, um diese Steuer, die die Habitues des Ortes „das Hundertfousstück des Polen" nannten, zu entrichten. Er ging nach dem Vorzimmer, ergriff Pelz und Hut und stürzte mit der Hast eines Fiebernden die Treppe hinab.

Seit vier Uhr — dies war die Stunde, seit welcher Lucien sich im Klub aufgehalten hatte — war reichlicher Schnee gefallen, die Straße — eine ziemlich enge Straße im Centrum von Paris, mit hohen Häusern — war völlig weiß, und kalte Sterne funkelten an dem tiefblauen Himmel.

Der ausgebeutelte Spieler fröstelte unter seinem Pelzwerk. Ohne Unterlaß die verzweifeltsten Gedanken in seinem Hirn wälzend, wandelte er dahin und beschäftigte sich im Geist mehr und mehr mit den Pistolen, die daheim in der Kommode seiner warteten; aber nachdem er ein Stück gegangen war, hielt er plötzlich vor einem rührenden Schauspiel, das sich ihm bot, jäh an.

Auf einer steinernen Bank, die nach alter Mode neben der monumentalen Thoröffnung eines Palastes angebracht war, saß ein kleines Mädchen von sechs oder sieben Jahren im Schnee. Nothdürftig in ein zerlumptes schwarzes Kleidchen gehüllt, war es trotz der grausamen Kälte da entschlummert, in einer Stellung, die eine erschreckende Ermüdung und Niedergedrücktheit aussprach; sein armer kleiner Kopf und seine winzige Schulter drückten sich, wie zusammengebrochen in einen Winkel der Mauer und ruhten auf dem eisigen Stein. Einer der abgetragenen Schuhe, mit denen das Kind bekleidet war, hatte sich von seinem herabhängenden Fuß gelöst und lag traurig vor ihm.

Mechanisch griff Lucien de Hem nach seiner Tasche; doch eben so rasch fiel ihm ein, daß er einen Augenblick zuvor nicht einmal ein vergessenes Zwanzigsousstück hatte finden und dem Klubkellner sein Trinkgeld hatte geben können. Inzwischen näherte er sich, von einem instinktiven Mitleidsgefühl ergriffen und hätte das Kind vielleicht in seinen Armen mit sich genommen und ihm eine Zuflucht für die Nacht geboten, — da sah er in dem in den Schnee herabgeglittenen Schuh etwas Glänzendes blinken.

Er beugte sich hinab. Es war ein Louisd'or!

Eine barmherzige Person, gewiß eine Frau, mochte vorüber gegangen sein; sie mußte in der Weihnachtsnacht den vor dem schlafenden Kinde liegenden Schuh gesehen und, der rührenden Legende sich erinnernd, mit diskreter Hand das glänzende Almosen fallen gelassen haben, damit die verlassene Kleine noch den Glauben an die Geschenke des Christkindes bewahre und trotz ihres Unglücks das Vertrauen und die Hoffnung auf die Güte der Vorsehung sich einigermaßen erhalte.

Ein Louis! das bedeutete für das Bettelkind lange Tage der Ruhe und des Reichthums, und Lucien stand auf dem Punkte, es aufzuwecken, um es ihm zu sagen, als er wie in einer Hallucination nahe seinem Ohr eine Stimme zu hören glaubte — die Stimme des Polen, mit seinem gedehnten, fetten Accent — welche ganz leise die Worte flüsterte:

„Seit zwei Tagen bin ich nicht aus dem Klub gewichen, und seit ebenso viel Tagen ist die „Siebzehn" nicht gefallen ... Ich lasse mir meine Hand abhacken, wenn nicht jetzt, Schlag zwölf Uhr, die Zahl herauskommt."

Der junge Mann, der einem Geschlecht ehrenwerther Vorfahren entstammte, der einen berühmten militärischen Namen trug und der auf dem Wege der Ehre niemals gestrauchelt war, wurde dabei von einem schrecklichen Gedanken erfaßt. Ein tolles, krankhaftes Verlangen übermannte ihn. Mit einem raschen Blick versicherte er sich, daß er allein in der Straße war. Das Knie gebeugt, die bebende Hand vorsichtig ausstreckend, stahl er den Louisd'or aus dem herabgefallenen Schuh! Dann eilte er in raschestem Lauf in sein Spielhaus zurück, war in wenigen Sprüngen die Treppe hinauf, stieß mit der Faust die versperrte Thür des verruchten Spielsaales auf und trat genau in dem Augenblick ein, als die Uhr zum ersten Schlage der Mitternachtsstunde ausholte. Er warf das Geldstück auf das grüne Tuch und rief:

„Ganz auf die Siebzehn!"

Die „Siebzehn" gewann.

Mit einer Handbewegung schob Lucien die sechs und dreißig Louis auf Roth.

Roth gewann.

Er ließ die zwei und siebzig Louis auf derselben Farbe. Roth kam von neuem.

Er bog noch zwei, drei Mal Paroli, immer mit dem gleichen Erfolg. Jetzt hatte er einen Haufen Gold und Banknoten vor sich und besetzte das grüne Tuch wie toll nach allen Richtungen. „Douzaine", „Kolonne", „Nummer", alle Kombinationen glückten. Es war ein unerhörtes, unnatürliches Glück. Man hätte denken können, die kleine in den Fächern des Roulettes hüpfende elfenbeinerne Kugel sei magnetisirt vom Blick dieses Spielers, dem sie gehorche, behert. Nachdem er zehnmal pointirt, hatte er die paar elenden Tausendfrancs-Billets, seine letzten Hilfsquellen, die er am Beginn des Abends verloren, wieder zurück. Jetzt begann er zwei bis dreihundert Louis auf einmal zu setzen, und, unterstützt von seinem fabelhaften Glück, gewann er bald das ererbte Kapital, das er in so wenig Jahren verschleudert hatte, zurück und noch mehr als das. Seine Vermögenslage war wieder eine günstige geworden. Bei seinem Eifer, am Spiel theilzunehmen, hatte er nicht einmal seinen schweren Pelz abgelegt. Schon hatte er die großen Taschen desselben mit Haufen von Banknoten und Goldrollen vollgepackt; nicht mehr wissend, wo er seinen Gewinnst unterbringen sollte, stopfte er jetzt Gold und Papier in die Innen- und Außentaschen seines Rocks, in die Täschchen seiner Weste, in seine Hosen, in sein Cigarrenetui, sein Taschentuch, kurz in alles, was zur Aufnahme dienen konnte. Und immer noch spielte er und gewann, gewann wie ein Rasender! wie ein Trunkner! Er warf auf gut Glück, wie es der Zufall gab, mit einer Geste der Sicherheit und der Geringschätzung Händevoll Louis auf die Tafel.

Nur daß es ihm stets wie mit einem glühenden Eisen im Herzen bohrte! Der Gedanke an das kleine im Schnee schlafende Bettelkind, das er bestohlen hatte, verließ ihn nicht.

„Sie muß noch dort sein! Sicher, sie ist noch dort! .... Ich will jetzt gleich .... sobald es Eins schlägt .... ich schwöre es mir ... von hier weg ... zu ihr ... ich will sie schlafend in meine Arme nehmen, will sie zu mir bringen und in meinem Bett schlafen lassen .... Ich werde sie erziehen lassen, sie ausstatten, lieben wie meine Tochter und für sie sorgen, immer und bis an's Ende!"

Aber die Uhr schlug Eins, dann ein Viertel, dann ein halb, dann drei Viertel ... und noch immer saß Lucien an dem infernalischen Tisch.

Endlich erhob sich, eine Minute vor zwei Uhr, plötzlich der Bankhalter und sagte mit lauter Stimme:

„Meine Herren, die Bank ist gesprengt .... Genug für heute!"

Mit einem Satz war Lucien aufgesprungen. Die Spieler, die ihn umringten und mit neidischer Bewunderung anblickten, rauh bei Seite schiebend, verschwand er eiligst, stürzte die Treppen hinab und lief bis an jene Steinbank. Von weitem schon bemerkte er das kleine Mädchen beim Schein einer Gaslaterne.

„Gott sei Dank!" rief er aus. „Sie ist noch da!"

Er trat näher und faßte sie bei der Hand.

„O, wie kalt sie ist! Arme Kleine!"

Er nahm sie auf, um sie fortzutragen. Der Kopf der Kleinen fiel nach rückwärts, ohne daß sie erwachte.

„Wie fest man in diesem Alter schläft!"

Er drückte sie an seine Brust, um sie zu erwärmen und wollte sie, von unbestimmter Unruhe erfaßt, auf die Augen küssen, um sie ihrem dumpfen Schlummer zu entreißen, küssen, so heiß, wie er kaum eine angebete Geliebte geküßt haben würde.

Da bemerkte er plötzlich mit Schaudern, daß die Lider des Kindes halb geöffnet waren und die gläsernen, unbeweglichen, erloschenen Pupillen zur Hälfte sehen ließen. Von einem furchtbaren Verdacht erfaßt, hielt Lucien seinen Mund ganz nahe an den des kleinen Wesens; kein Hauch!

Während der Louisd'or, den Lucien der armen Bettlerin gestohlen, ihm geholfen hatte ein Vermögen im Spiel zu erobern, war das obdachlose Kind gestorben, gestorben vor Kälte!

Die Kehle wie von grausamster Angst zusammengepreßt, wollte Lucien einen Schrei ausstoßen — — da erwachte er bei der Anstrengung, die er machte, aus seinem drückenden Traum auf dem Ledersofa des Klubs, auf dem er kurz vor Mitternacht entschlafen war und auf dem ihn der Kellner, aus Mitleid mit dem Ausgebeutelten, ruhig hatte liegen lassen, als er als Letzter gegen fünf Uhr Morgens das Spielhaus verließ.

Ein nebliges Dezember-Frühroth leuchtete durch die Scheiben der Fenster. Lucien entfernte sich, versetzte seine Taschenuhr, nahm ein Bad, frühstückte, begab sich dann nach dem Rekrutirungsbureau und unterzeichnete dort eine freiwillige Dienstverpflichtung für das erste Regiment der „Chasseurs d'Afrique".

Heut ist Lucien de Hem Lieutenant; er hat nur seinen Sold, aber er kommt damit aus; denn der junge Offizier führt ein sehr geordnetes Leben und rührt nie eine Karte an. Es scheint sogar, daß er Mittel findet, noch Ersparnisse zu machen: neulich hat einer seiner algierischen Kameraden, der in einer bergigen Straße von La Kasba einige Schritte hinter ihm herging, gesehen, wie er einer kleinen Maurin, die unter einem Thorbogen eingeschlafen war, ein Almosen gab; er hatte die Indiskretion gehabt nachzusehen, was Lucien der Armuth geopfert hatte und war äußerst überrascht von der Generosität des armen Lieutenants gewesen.

Lucien de Hem hatte dem kleinen Mädchen einen blanken Louisd'or in die Hand gesteckt.

*) Nach französischer Sitte legt man vielfach die Weihnachtsgeschenke in Schuhe, die zu diesem Zweck hinausgestellt werden.

Menschen von gestern und morgen.

Von E. Lix-Blanc.

Blau dehnte sich das Mittelmeer, blau spannte sich der Frühlingshimmel darüber, an dem in hellen, durchsichtigen Dunststreifen verstreut „schön Wetter"-Wölkchen hingen. Sie zogen nicht dahin, sondern schienen still zu stehen und nahmen in langsamem Auflösungsprozeß beständig ab. Wie Flecke verwischten sie sich, und das Himmelsblau ward intensiver. Und über das blaue Wasser flogen unruhige Möven — ihr weißes Gefieder blitzte silbern auf wie die Schaumkrönchen der Wellen.

Regelmäßig, in breitem, trägem Herangleiten liefen die seichten Wogen auf den flachen Strand, der mit Millionen abgeplatteter Kiesel bedeckt war. Wenn die Wellen zurückebbten, rollten die Steinscharen ihnen nach mit einem dumpfen, einförmigen Massenlaut, gleich dem Stimmengewirr einer lärmenden Menschenmenge.

So rollten seit Jahrtausenden die feucht glänzenden Kiesel den Wogen nach — keiner von ihnen hatte Ecken oder Kanten, sie waren einander zum Verwechseln ähnlich; alle flach, alle abgerundet, nur die einen etwas größer oder länger als die andern.

Wenn sie von den Wellen mitgerissen wurden, glaubten die Kiesel, sie regten sich selbst und rühmten sich ihrer Bewegungsfreiheit. Und wenn sie rollend aneinander schlugen, so nannten sie dieses Geräusch eine ihnen verliehene erhabene Sprache. So lebte die große Gemeinde der abgeplatteten Kiesel im Wahn ihrer Selbstständigkeit und Bedeutung, rollte auf und nieder, wie es dem Meer gefiel, und erbaute sich am eignen, imposanten Chorgemurmel.

An der Mündung des Stromes, der vom Felsengebirge herunterkam, lag ein Stück glitzernden, kanticen Bergkrystalls, das beim Gewitter im Aufruhr der Elemente von seiner Höhe herabgerissen worden. So gerieth der Krystall am Strand unter die flachen Kiesel, und seitdem verzehrte er sich vor Sehnsucht nach Bergeinsamkeit, nach Unendlichkeitsstille und friedlichem Isoliertsein. Er fand die große, klappernde Vielheit um sich her erbärmlich — wie die andern nach dem Willen des Meeres zu rollen, war nicht nach seinem trotzigen Sinn. Mit seinen Ecken und Kanten bohrte er sich ein, um seinen Platz zu behaupten, nachdem ihn eine mächtige Woge weit hinaus aufs Land geworfen. Da lag er still in verbittertem Stolz und rührte sich nicht von der Stelle.

Aber die Kiesel verachteten ihn — weshalb rollte er nicht? Und warum warf er gleißende Lichtfunken, wenn die Sonne auf ihn schien?

„Ein wundervoller Bergkrystall! Wie mag er hierher gerathen sein?" Damit hob ihn eine junge, hell gekleidete Dame auf.

„Schreib ein Gedicht über seine muthmaßliche Wanderschaft," schlug lachend ihr Begleiter vor, ein kräftiger Mann mit sympathischem, gebräuntem Gesicht und herzgewinnenden Augen, aus denen klarer Verstand und Gemüthstiefe sprachen.

Neckend steckte sie den Krystall in des Mannes Rocktasche. „Da — heb ihn mir auf, er gefällt mir mit seiner Durchsichtigkeit und seinen Kanten — wer sind die beiden Damen, die du soeben grüßtest?"

„Die jüngere wäre fast statt deiner meine Braut geworden," erwidert er scherzend.

„Wirklich?" Befremdet sieht das Mädchen den beiden Frauengestalten nach, dann wendet sie sich dem Verlobten zu. Auf ihrem charaktervollen Gesicht liegt ein Schatten, etwas Grübelndes, Fragendes — ihr feines Ohr hat die minimale Dosis von Wahrheit aufgenommen, die der Neckerei beigemischt war.

„Was beschäftigt dich innerlich, Geliebte?" forschte der Mann, der mit feinen Fühlfäden jeder Regung ihrer Seele nachstrebt.

„Jenes Mädchen war hübsch, vielleicht schön. Aber sage mir —" In lebhaftem Erkenntnißdrang legt sie ihre lange, schmale Rechte auf seinen Arm. „Wie kannst du Interesse haben für zwei so völlig verschiedene Frauentypen, wie ich und jene Fremde sie vertreten? Welche Wandlung hast du durchgemacht? Denn zwischen mir und jener liegt eine Kluft voll Verschiedenheiten, im Denken, Fühlen, Auffassen von Welt und Leben. Bist du dir dessen bewußt?"

„Vollkommen." Es klingt überzeugt, durchdrungen und nimmt jeden Zweifel. „Vollkommen, mein Freund." Er nennt sie seinen Freund, wenn er sich an ihre Zuverlässigkeit und ihre Klugheit wendet. „Zwischen dir und jenem blonden Kind liegt nicht nur eine Kluft zufälliger, persönlicher Verschiedenheiten, sondern ihr repräsentiert den weiblichen Idealbegriff zweier Zeitalter: des vergangenen und des zukünftigen. Das ist der Unterschied, den du beim ersten Blick herausgefunden — mich mußte der sprechende Beweis einer Thatsache aufklären."

Ein strahlendes Leuchten erhellt das ausdrucksreiche Mädchengesicht. „Nun bin ich beruhigt," ruft sie frohlockend, und die große, natürliche Herzensfreude giebt ihrer edlen Persönlichkeit etwas unwiderstehlich Kindliches. „Jene andre war so konventionell mädchenhaft, so ganz Schablone. Auf dem individualitätslosen, puppenhaften Gesichtchen hatte kein fester Zug Platz — es konnte wohl an eine Apfelblüthe, aber nie an einer großen Gedanken, eine hinreißende Begeisterung oder wild aufflammende Empörung über menschliche Ungerechtigkeit erinnern."

Zärtlich schiebt er seinen Arm durch den ihren. „Das sind geistige Kundgebungen, die wir von der Frau der Zukunft erhoffen. Schon sind einige Vorläuferinnen unter uns, aber erst ganz vereinzelt. Und weil diese neuen Frauen so selten sind, glaubt man nicht eher an sie, als bis sie einem begegnen. Ich habe in dir die erste gefunden, meine Kameradin, die mir Freund und Geliebte zugleich ist. Noch hängt uns Männern der altbergebrachte Idealbegriff an von dem schüchternen, demüthigen, unbewußt tugendhaften Mägdelein, dessen Beschränktheit uns rührt und eine Art mitleidiger Liebe weckt, unter welcher die Nichtachtung schlummert. In das neue Ideal — die kluge, geistig selbstständige, bewußt sittliche, soziale Frau, die sich ihre eignen Gesetze schreibt — müssen wir erst hineinwachsen."

„Und wie hast du jenen bedeutungsvollen Schritt gethan? Welches Ereigniß ging vorher?" fragt sie neugierig.

Er hascht nach ihrer Hand und führt sie an seinen Mund. „Erwarte keine sensationelle Geschichte, sonst wirst du enttäuscht. Das Ereigniß war ein unbedeutender Zufall — kleine Wirkungen, große Ursachen! Jenes Majorstöchterchen wohnte mit ihrer Mutter in demselben Hotel, in dem ich abgestiegen war, saß mir bei den Mahlzeiten schräg gegenüber und erregte meine Aufmerksamkeit durch ihr goldiges Haar und eine gewisse Aehnlichkeit mit einer verstorbenen Cousine — die Schwärmerei meiner Jünglingsjahre. Die junge Dame bemerkte, daß ich sie beobachtete, sandte mir verstohlen aufmunternde Blicke zu und nahm im Wesen jene umzirkelte Natürlichkeit an, die auf Außenwirkung berechnet ist. Aus angeborener Schwerfälligkeit zögerte ich, mich Mutter und Tochter vorzustellen und wartete auf den Zufall als Vermittler.

Die Gelegenheit, das Mädchen, dem ich alle möglichen weiblichen Vorzüge unter die blonden Löckchen gedichtet hatte, in Wahrheit kennen zu lernen, fand sich überraschend schnell. Auf der Post, am Schalter, einem der poesielosesten Verkehrspunkte der modernen Welt — warum lächelst du? Ich hatte einen wichtigen, eingeschriebenen Brief, der mir postlagernd nachgeschickt werden sollte, zu erwarten, dessen Inhalt für mich von Werth war. Als ich am bewußten Tage auf die Post kam, saß am Schalter ein italienischer Beamter, der kein Wort Französisch sprach, und da ich nicht italienisch rede, vermochten wir nicht, uns zu verständigen. Der aufgeregte Südländer schrie mich an, als hielt er mich für taub, gestikulierte wild, die Umstehenden fanden den Auftritt ergötzlich, lachten, und ich gerieth vor Ungeduld und Beschämung in nervöse zornige Erregung. Zufällig waren die Majorin und ihre Tochter Zeugen dieser Scene; trotzdem sie — wie ich wußte — italienisch sprachen, kamen sie mir nicht zu Hilfe.

Da trotzest du herein — eine mir völlig Fremde, die ich nie zuvor gesehen. Aber du fielst mir sofort auf — in deinem kleidsamen, dunkelaraven Radfahrkostüm, auf dem Kopfe den kleinen, rothen Matrosenhut, unter dem sich an der Schläfen die Löckchen kräuselten. Ein interessierter Ausdruck erschien in deinem von Luft und Bewegung angeregten Gesicht. Du hörtest den Wortwechsel, übersahst mit dem praktischen Blick der Frau, die Welt und Leben kennt, die Situation und erfaßtest deren Peinlichkeit."

„Du thatest mir leid," flüstert das Mädchen u. schmiegt sich zärtlich an ihn.

„Mein lieber Kamerad! Nie werde ich deine vornehme und doch so natürliche Unbefangenheit, deine sympathische Stimme vergessen, wie du mich auf deutsch fragtest: „Kann ich Ihnen vielleicht als Dolmetscher behilflich sein? Ich spreche italienisch." Von diesem Augenblick an schätzte ich dich, deinen Muth und deine Frauenwürde, trotz scheinbaren Entgegenkommens. Ich fühlte: es war werkthätige Hilfsbereitschaft, die über dem Geschlecht stand. Wie geschraubt erschien mir im Vergleich zu deiner Initiative die mädchenhafte Zurückhaltung jener Majorstochter! Von jener Stunde an warb ich um deine Liebe!"

„Und nicht umsonst!" Strahlenden Auges sieht sie zu dem Verlobten auf. „Weißt du, wie du mich danach auf die Straße begleitetest? Draußen wartete mein Zweirad; es erregte deine Bewunderung, und so plauderten wir zusammen."

„Und dann fuhrst du davon, flink wie ein Pfeil — es sah so graziös und anmuthig aus —"

„Daß du mich, gleichfalls zu Rad, von nun an immer auf meinen Ausflügen zu treffen wußtest!"

Sie lachten beide in Erinnerung jener wonnigen Promenaden am blauen Meer entlang. Und die feuchte Seeluft trug dieses frische, herzensfrohe Gelächter bis zu der Bank, auf welcher die Majorin mit ihrer Tochter Platz genommen hatte.

„Wie glücklich die beiden aussahen," bemerkte nach längerer Pause die Tochter mit einem Seufzer.

„Das Glück wird nicht lange dauern," erwiderte die Mutter spitz. „Eine junge, akademisch gebildete Malerin, die für reiche Amerikaner den Winter über Bilder in Florenz kopiert hat, sich von selbsterworbenem Gelde vier Wochen allein — denn das Fahrrad ist wahrhaftig keine anständige Begleitung! — an der Riviera rumtreibt, wird niemals eine gute deutsche Hausfrau werden, die allein den Mann zu beglücken vermag. Wenn ich daran denke, wie dreist und unpassend sich diese Person damals auf der Post an diesen angeblicher Krösus herandrängte —"

„Meinst du nicht, Mama, daß ich ihm mit meinen italienischen Kenntnissen hätte beistehen sollen? Du warst doch als „chaperon" dabei," unterbrach sie die Tochter hastig. In ihrer Stimme lag etwas Angstvolles, als hätte sie sich diese Frage schon tausendmal selbst vorgelegt und sehnte sich nach einer kompetenten Antwort, die sie beruhigen und befriedigen könnte.

Die Frau Majorin richtete sich steif und würdevoll auf, ihre Augen hefteten sich strafend auf ihr Kind. „Ich bitte dich, Magdalene — was fällt dir ein? Bedenke doch — er war uns ja nicht vorgestellt."

Gleichmäßig rauschten die Wogen den Strand hinauf, hinab; die stumpfe Masse der trägen, abgeplatteten Kiesel rollte ihnen nach.

Der Bergkrystall mit seiner Außergewöhnlichkeit, mit seinem Glanz und seinen Kanten ärgerte sie nicht mehr — den hatte das glückliche Liebespaar sorgsam aufgehoben und als Dritten im Bunde mitgenommen.

Der Werth einer Stimme.

In französischen Blättern kursirt augenblicklich folgende nette Anekdote von dem berühmten Barytonisten Faure, dessen besondere Vorliebe für allerlei Statuetten und Bronzen den Parisern sehr bekannt ist. Als Monsier eines Tages aus der Probe kam und seiner Gewohnheit gemäß vor dem Schaufenster der Firma Barbedinne auf dem Boulevard Poissonniere stehen blieb, gewahrte er unter den ausgestellten Kunstgegenständen auch eine zierliche Bronzestatue, die ihm so gefiel, daß er sie gleich zu kaufen beabsichtigte. Er betrat das Geschäft und fragte nach dem Preise. Der Prinzipal kam selbst zum Vorschein, als er den Sänger erkannte, und gab die gewünschte Auskunft. Die für die Statuette geforderten 100 Francs schienen Herrn Faure doch etwas viel zu sein, und unschlüssig, ob er das Ding kaufen sollte, ließ er sich in eine Unterhaltung mit M. Barbedienne ein, die dieser auch bald auf den Beruf oder vielmehr die Kunst seines berühmten Kunden lenkte. „Ich möchte Sie zu gern einmal ganz für mich allein singen hören," meinte der Bronzefabrikant und lud den Baritonisten ein, ihm in das an den Laden stoßende Zimmer zu folgen. „Ich sehe, Sie haben Noten bei sich und hier ist ein gutes Instrument, wollen Sie mir nicht ein Lied vortragen?" Monsieur Barbedienne hat so liebenswürdig, daß der Künstler nicht abzuschlagen vermochte. „Meine Töne sind unter diesen Umständen aber sehr theuer," bemerkte er scherzend und folgte dem Fabrikanten lachend in dessen elegante Privaträume. „Nun, wir werden schon einig werden," entgegnete dieser, öffnete den Flügel und machte es sich dann in einem Armstuhl bequem, entschlossen, jede Note des Sängers in Ruhe zu genießen. Als der Gesang beendet war, langte der Zuhörer nach dem Notenblatt und vertiefte sich eine ganze Weile in den Anblick der zahlreichen Punkte und Striche. Darauf klingelte er einen Gehilfen aus dem Laden herbei und befahl ihm, die bewußte kleine Bronzestatue einzupacken und an Monsieur Faures Adresse zu senden. Dann wandte er sich an den erstaunten Baritonisten mit den Worten: „Kommen Sie, bitte, zu meinem Kassirer, der Ihnen das Uebrige auszahlen wird. Sie haben mir 450 Töne vorgesungen, macht 450 Francs; die Statue kostet 100, folglich erhalten Sie noch 350 Francs. Sie sehen, Monsieur, ich weiß eine Stimme wie die Ihrige schon richtig abzuschätzen."

Der Wecker.

„Mein Michel" — erzählte der Premierlieutenant — „ist ein Prachtexemplar von einem Bedienten. Seitdem ich den Brennspiritus selbst in Verwahrung genommen habe, sodaß er nur noch die Reste unter der Kaffeemaschine wegkneipen kann, ist sogar seine Nüchternheit eine tadellose. Nur neulich mit meinem Wecker passirte ihm eine Kleinigkeit. Diese biedere, im Dienst ergraute Uhr ging nämlich eines Morgens nicht mehr und ich hatte starken Verdacht, daß der leidende Freundin mit einem zu lebhaften Interesse Michels für ihr Räderwerk zu-Ausrede „Das war schon lange!" paßte aber diesmal nicht her, deshalb verschwand er schleunigst mit dem Wecker, um ihn richten zu lassen. — Zu meinem Erstaunen stand die Uhr denn auch schon am nächsten Morgen wieder an ihrem Platze, funktionirte famos und schien sogar frisch lakirt zu sein. Mißtrauisch frug ich daher nach dem Kostenpunkt. „Kostet sich nichts!" grinste Michel freundlich. — „Was soll das heißen?" rief ich. Heraus mit der Sprache!" — „Oh", betheuerte er treuherzig, „kostet sich wirklich nichts! Hatte Herrschaft von Schatz meiniges grad' so 'n Wecker — haben wir einfach umgetauscht beide!"

Sie können sich denken, daß ich mir den Burschen gehörig zu leihen nahm und einige Klarheit unter seine noch immer etwas verschleierten Begriffe von Mein und Dein zu bringen suchte. „Schleunigst fremden Wecker zurücktragen — eigenen holen und richten lassen! — so lautete mein Befehl. Michel war gerührt, versprach Besserung und unbedingten Gehorsam. Nach einigen Tagen tickte denn auch mein Wecker — diesmal der richtige — auf seinem Stammplatz. „Kostet?" frug ich. „Kostet sich nichts!" grinste Michel wieder. „Kerl!" schrie ich ihn an. „Was hast Du gethan — beichte!" — „Kostet sich aber wirklich nichts!" betheuerte er mit strahlendem Gesicht. „Hat sich Herrschaft von Schatz meiniges Wecker schon machen lassen!"

Ibsen zu Hause.

Ein Mitarbeiter des Pariser „Figaro", der gegenwärtig Norwegen bereist, entwirft in seinem Blatte eine interessante Schilderung der Lebensgewohnheiten des nordischen Dichterphilosophen, den er in Christiana besucht hat. Ibsen ist im täglichen Leben von einer solchen Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, daß man die Uhr nach ihm stellen kann. Er bringt den Morgen in seiner Wohnung zu, empfängt von halb zehn bis halb elf Uhr Besuche und macht dann auf der linken Seite der Karl Johann Straße, des großen, neuen Boulevards, der vom Bahnhof nach dem Schloß führt, einen Spaziergang bis zum Grand Hotel. Dort tritt er ein, läßt sich einen Scotch Whisky mit Sodawasser und Zeitungen geben und verbringt zwei Stunden mit Lesen. Dann geht er nach Hause zum Mittagessen, hält eine kurze Siesta, arbeitet bis um sechs und geht abermals in's Grand Hotel, wo ihm ein Glas Pilsener Bier und andere Zeitungen erwarten. Um halb acht begiebt er sich nach Hause zurück, ißt sehr mäßig zu Abend und bringt die Abendstunden im Kreise der Seinigen zu. Früher nahm er im großen Saale des Grand Hotel Platz, da dort aber mit seiner zunehmenden Berühmtheit die Zahl der Gaffer, die ihn jedesmal umringten, zu groß und zu lästig wurde, zog er sich in eine kleine Veranda zurück, wo er ungestörter ist. Dieser phantastische Dichter ist im Leben von einer beinahe philisterhaften Prosa. Seine in der Nähe des Königlichen Schlosses gelegene Wohnung ist groß und mit einer gewissen ausdruckslosen Eleganz ausgestattet. Ibsen kam uns lächelnd, mit ausgestreckten Händen entgegen, beinahe kokett gekleidet: Lackstiefel, weiße Kravatte, hoch zugeknöpfter, schwarzer Rock und — ein Orden. Gewiß ein charakteristischer Zug an diesem „revolutionären" Schriftsteller, daß er kein großes Hoffest versäumt und seinen Orden beständig trägt. Ibsen ist im persönlichen Verkehr von einer bestrickenden, etwas schüchternen Liebenswürdigkeit. Er spricht geläufig deutsch und italienisch, aber nicht französisch.

Aus der guten alten Zeit.

Hauptmann: „... Was, die Mannschaft will nicht antreten, weil sie ihr Bier erst frisch hat einschenken lassen?! Da muß wirklich einmal exemplarische Strafe sein! Wachtmeister, gleich gehen Sie mit zwölf Mann hin; die sollen ihnen auf meinen Befehl 's Bier austrinken!"